

# Überlesenstraining

Warum heißt es überall, dass im Internet stärkere Ablenkungskräfte walten als im Alltag?

Zu den größten Missverständnissen zählt das von der Unüberschaubarkeit der Großstadt. Wer noch nie in Tokio oder São Paulo war und einen Blick auf die Stadtpläne jener Megalopolen wirft, wer sich abstrakt vorstellen soll, in solch einem Moloch alleine unterwegs zu sein, der kann nicht anders als erschauern. Unvorstellbar erscheint es, irgendeinen Sinn für Orientierung zu entwickeln. Vor Ort machen es die wahnwitzige optische und akustische Reizüberflutung Tokios oder das undurchschaubare Nahverkehrssystem São Paulos zunächst kaum besser. Und doch: Nach wenigen Tagen wird es den meisten Besuchern kaum schwerer fallen, die ihnen mittlerweile vertrauten Wege zu gehen als das in München oder Hamburg der Fall ist. Die Stadt reduziert sich für sie auf die Wege vom Hotel zum Museum zum Ausgehviertel und zurück. Die Einheimischen pendeln zwischen Wohnung, Büro und Einkaufsmöglichkeit. Kein Mensch „benutzt“ eine Metropole auch nur ansatzweise in ihrer Gesamtheit. Doch gleichzeitig machen die ungenutzten Möglichkeiten, auch diejenigen, die man selbst keinesfalls je nutzen wollen würde, derartige Städte für viele Menschen so unvergleichlich viel interessanter und anregender als etwa durchschnittliche deutsche Mittelzentren.

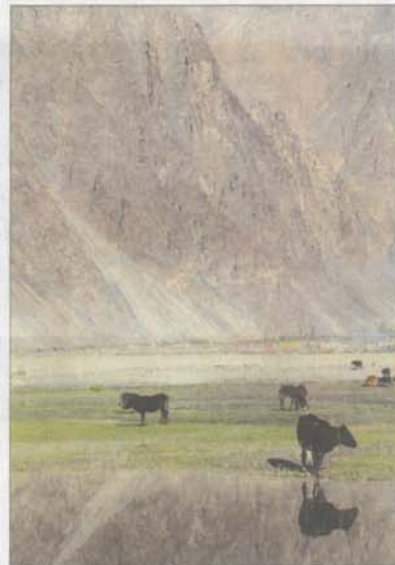
Die Angst vor zu viel Komplexität ist so natürlich wie das überraschend mühelose Gelingen ihrer Reduktion. Und das nicht nur im analogen Dasein. „Wieso sollte mich das Internet mehr überfordern als diese Welt?“, fragte der Psychologe Peter Kruse einmal als Gast in einer Talkshow zu einem der beliebtesten Debatthemen der letzten Jahre, dem „Informations-Overkill“. Versuche, sich vor eben diesem Overkill durch temporäres Ausklinken aus der digitalen Gesellschaft in Sicherheit zu bringen, hatten jüngst Konjunktur.

In der FAZ versucht nun Miriam Meckel die Problematik nicht von der Nachfrage-, sondern der Angebotsseite in den Griff zu bekommen. Selbstverpflichtungen und Nutzerinitiativen für das Zurückdrängen „sinnloser Daten“ stehen der Professorin für Kommunikationsmanagement vor Augen. Meckel bemüht die „Tragik der Allmende“, eine Parabel, die der Ökologe Garret Hardin 1968 aus der Wirtschaftswissenschaft entlehnt hat: Die Gemeindewiese, auf der jeder Bauer weiden lassen kann, wird schnell übernutzt, weil jeder Einzelne mehr Interesse an ihrer Ausbeutung als an der Schonung des allgemeinen Eigentums hat.

Am Schluss ist die Allmende überweidet und unbrauchbar geworden.

Das droht nach Meckel nun auch dem Internet, wo derart viel „Informationsmüll“ unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, dass das Netz als „Ort offener Zivilkommunikation“ verloren zu gehen drohe. Am Horizont dräut demnach eine von Apple & Co. gesteuerte Schöne Neue Welt der eingehegten App-Wirtschaft an Stelle des anarchischen World Wide Web.

Vereinfacht lautet die Klage, die auch Meckel nicht als erste vorträgt, nun also nicht mehr, dass es zu viele Informationen im Netz gibt, die man gar nicht alle aufnehmen könne, sondern dass es zu viele gebe, die man gar nicht aufnehmen



Das ist nicht das Internet, sondern eine Allmendewiese in Ladakh. Mit dem Internet hat sie gemein, dass alle sagen, Allmendewiesen seien überweidet, was aber gar nicht stimmt. Foto: vario

wolle. In der Bestandsaufnahme ist das nicht völlig verkehrt, aber die so vehement vorgetragene Klage über die Flut von Werbemails, Like-Buttons und Twitter-Nonsense klingt doch bedenklich nach einem akuten Ausfall aller eigenen Filter. Unwillkürlich hat man das Bild eines Fernsehzuschauers vor Augen, der sich in der Werbepause zwar im Sessel windet, aber weder umschalten noch den Blick vom Bildschirm nehmen kann. Das Leiden ist bedauerlich, erscheint aber fraglos selbst verschuldet.

Dass jemand auf seinem virtuellen Farmville-Bauernhof ein herrenloses

Lämmchen gefunden hat, ist eine Information, deren Weiterleitung man bei Facebook mit einem Mausklick auf alle Zeiten unterbinden kann, ohne sich deswegen von den begeisterten Hobbyfarmern unter seinen Freunden zu trennen. Da muss man noch nicht einmal die eigene Fähigkeit zum Überlesen neu trainieren.

Woher kommt die wiederkehrende Klage von Menschen, denen es mutmaßlich keinerlei Schwierigkeiten bereitet, auf der Suche nach Lektüre in der Buchhandlung an Regalmeter Goldener Blätter vorbeizugehen, ohne sich durch deren Präsenz belästigt zu fühlen? Denen es gelingt, in Kaffeehäusern tiefsinnige Gespräche zu führen, obwohl am Nebentisch dummes Zeug geredet wird. Die anscheinend übergroße Frustration über den speziell im Internet angeblich nicht fachgerecht entsorgten Informationsmüll ist wohl in Wahrheit weder technischer Unkenntnis, noch einer besonderen zerebralen Überforderung im Virtuellen geschuldet. Viel eher offenbaren sich hier die enttäuschten Utopisten, die sich vom Internet eine lebensreformerische Bereinigung aller Kommunikationsverhältnisse erwartet haben.

Das Netz aber ist so unvollkommen wie es jedes Menschenwerk nun einmal ist. Die Unvollkommenheiten zu benennen und zu versuchen sie zu beseitigen, ist ehrenwert. Nichts ist dagegen einzuwenden, wenn Communities auf ihre Umgangsformen achten, und jeder Einzelne sich gelegentlich fragt, ob er online zum Schwätzer zu werden droht. Aber als ökologischer Akt einer digitalen Ressourcenschonung muss das nicht verklärt werden. Die zum Zeitpunkt X zur Verfügung stehende Aufmerksamkeit ist zwar begrenzt, aber es handelt sich doch um ein regeneratives Gut. Es ist ja nicht so, dass einmal zu einem Tweet über münsterländische Blumenkübel abgeflossene Aufmerksamkeit endgültig verloren wäre und Minuten später für die Lektüre eines Miriam-Meckel-Artikels nicht mehr zur Verfügung stünde. Zu echtem Multitasking ist der Mensch tatsächlich nur in begrenztem Maße in der Lage. Aber das Internet zwingt dazu in Wahrheit auch nicht.

Die Überweidung der Aufmerksamkeits-Allmende wird nicht stattfinden. Sie hat es übrigens auch auf den historischen Gemeindewiesen in der Regel nicht gegeben, wie der Historiker Joachim Radkau nachgewiesen hat. Im Gegenteil, auf den Allmenden war und ist der Artenreichtum sogar besonders groß.

NIKLAS HOFMANN